

Eduard Rüdisühli

Autor(en): **E.Z.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

— ❧ — Eduard Rüdisühli ❧ —

Mit Reproduktion von neun Gemälden.

Die Menge, die immer verglichen und gemessen haben muß, ist besonders dann ein undankbarer und bedenklicher Richter, wenn einem bedeutenden und anerkannten Künstler ein Sohn in den Fußstapfen derselben Kunstübung folgt. Es wird für letztern kaum ein anderes Mittel geben, durchzudringen, als daß er schon in seinen Interessen ganz eigene, wenigstens ganz andere Wege geht. Wohl dem, welchem das gegeben ist!

Eduard Rüdisühli ist in diesem glücklichen Fall. Schon hat er sich seinen Platz errungen, da er, statt im Schatten des väterlichen Ruhmes zu stehen, ihn fortsetzt aus eigener Kraft, da er, ungefährdet von dem an Anfängern geübten Vergleichen und Messen, selbst auf des Vaters Sondergebiet seine Leistungen aufnehmen kann. Ein Beispiel dafür gibt das eine unserer Bilder: "Gewitter im Anzug" (s. S. 160). Die andern aber illustrieren, was des Sohnes eigene Kunstwege: das Mythologische und Allegorische in Landschaft und Figur. Natürlich, daß er auch an diesen Wegen große Meisterschaft vorgefunden! Und wie und warum hätte er sich solchen Einflüssen ganz entziehen sollen?

Eduard Rüdisühli ist am 26. Juni 1875 in Basel geboren und besuchte die Primar- und Realschulklassen. Sein Vater wollte ihn vor dem Danaergehenk der Künstlerlaufbahn sorgfältig bewahren. Trotz guten häuslichen Verhältnissen und sehr frühen Symptomen seiner Veranlagung und Neigung zur Kunst, wie seines Empfinden gegenüber der Natur und erstaunlich eingehende Farbenbeobachtung, ward er von der Realschule weg der kaufmännischen Laufbahn bestimmt. Mit größter Mühe setzte er es durch, die gewerbliche Schulung wenigstens in der Kunstgewerbeschule anzutreten. Das war ein Kompromiß, aber gewiß ein sehr vorteilhafter; denn es ist kaum je ein Kunstgenie daran untergegangen, daß ihm keine Akademie geblüht. Hand der Vater sich schließlich ab mit einem Lehrgang, der in seiner offiziellen Handwerksmäßigkeit wenigstens einigermaßen nach goldenem Boden aussah, so war es der Sohn zufrieden, der da immerhin nach seinem Gelüsten zu lernen fand, und er war es um so mehr, je lässiger er sich an Stunden- und Lehrplan hielt und je mehr er dafür dabei und für sich das Gelernte weiter entwickelte.

Aber Schule war doch Schule. Lange litt es ihn nicht. Sein Phantastieren und Sehnen zog ihn übermächtig in traumweite Fernen. Und da der Jüngling sich als tapfern Necken fühlte, der seinen Träumen gewachsen ist, so zog er eines schönen Tages von dannen, hinaus ins schöne, reiche, weite Unbekannte. Noch keine stebzehn Jahre hatte er, als er so frisch und froh sein Bündel schnürte und keck das ewig schwellende Märchenreich des Orients zum Ziel erkor. Doch war es nicht allein der Ritter der Romantik, der auf Abenteuer seine Herrin sucht, es war auch der deutsche Handwerksbursch, der die Welt durchmisst, immer bereit, sein Handwerk zu üben. Bei einem Dekorationsmaler in Bufarest nahm der schließlich äußerst abgebrannte Wanderer Arbeit, bei einer recht ordentlichen Bezahlung, die ihm die Sorgen bannte. Die Sonntage und die bekanntlich sehr zahlreichen Feiertage der orientalischen Kirche sicherten ihm

noch Freiheit genug, für sich zu arbeiten und der Kunst zu leben. Da zog er denn wohl aus über Land, mit Stift oder Malkasten, und lebte sich ein in all das Neue. Wie man erlebt und schaut, das hatte er ja schon früher gelernt, da er seine, sei's mit Wissen, meist aber hinter dem Rücken des gestrengen Herrn Vaters, von der Schule oft recht willkürlich erraffte Mühe in Wald und Feld verwanderte, allein oder doch lieber in fidele Gesellschaft, in freier Natur, gleich Indianern auf der Flucht vor Stadt und Zivilisation. Was verschlug ihm die wilde Debe der rumänischen Landschaft, die Strapazen und Krankheit, die brennend heiße Sonne, das Uebernachten auf freiem Feld oder auf Stroh im winddurchzogenen Gaden! Je mehr er sich einlebte in Sprache und Sitte, desto schöner wurde dies Leben. Er kam auch vorwärts. Er kam auf Güter der

Bojaren, deren manche den jungen Maler mit wachsendem Interesse bei sich aufnahmen, auch wohl ab und zu eine bescheidene Bestellung machten — Aufträge, die dann zur Zufriedenheit des Bestellers ausgeführt und mit klingender Anerkennung belohnt wurden und einen fröhlichen Landaufenthalt dem andern folgen ließen. Das ging immer so weiter und entwickelte sich allmählich zu einer so regelmäßigen und sicheren Arbeits- und Erwerbsquelle, daß er es schließlich wagen konnte, das eigentliche Handwerk, seine Stelle als Dekorationsmaler an den Nagel zu hängen und Streifzüge in größerem Stil zu konzipieren. Da durchwandert er nun Ostrumelien, da streicht er am Schwarzen Meer herum und südlich hinab ins klassische Land an die schimmernden ägäischen Gestade. Das Meer besonders tat es ihm an, dieses südliche Meer der Dichtung. Und daß der allzeit fröhliche blühende Jüngling auch unter den Menschen dieser heitern Welt leicht Aufnahme und Modelle nicht minder fand, weist neben dem landschaftlichen Reichtum seiner über-vollen Studienmappe, die er heimgebracht, ihre andere, süßgürliche Hälfte zur Genüge nach. Von fertigen Bildern hat

er das Meiste im Land gelassen. Rund sechs Jahre sind ihm so verstrichen. Schätze, klingende Schätze hat er nicht davongetragen. Aber reich, unendlich reich, nicht allein in seiner Mappe, sondern auch insbesondere an Erinnerungen in Auge und Sinn ist er wieder eingezogen in die Heimatstadt. Das war erreicht: er kam als Künstler heim und hatte Stolz und Zuversicht, nun auch im Land der Seinen ein solcher zu heißen und zu sein.

Im eigenen Atelier eingerichtet, begann er nun erst so recht zu leben von und in seinem Material, und ein Bild um das andere stieg aus der üppigen Stoffmasse und half so manchem an Ort und Stelle karg hingeworfenen Anjaß zu reicher und stolzer Ausführung, zu kaum geahnter oder gar unbewußt konzipierter Wirklichkeit.

Daß er nach solchen Lehr- und Wanderjahren auf dem Gebiet Meister Arnolds, bei Mythologie und Romantik, angelaufen ist, hat nichts Erstaunliches. Die Bilder des Südens, Meer und Landschaft hatte auch er gesehen; wenn er kein Italien hatte in seiner Studienmappe, klassisch-poetischer Boden war auch ihm geworden, und wenn das hier in Anschlag käme: was er gesehen, war noch ferner, fremder und um das für viele roman-



Selbstbildnis von Eduard Rüdisühli, Basel.



Pirateninsel. Nach dem Gemälde von Eduard Rüdisühli, Basel.

tischer, war zum Teil auch historisch noch ehrwürdiger und märchenhafter Anspruch. Man kann da an die üppigen oder verwilderten Edelsteine der rumänischen Bosaren, am Meer oder sonst in eindrucksvoller Landschaft erinnern, man wird aber besonders an griechische Meere und Küsten zu denken haben. In der Zeit des Ausarbeitens daheim im stillen ruhigen Atelier aber entwickelte sich nun der Schatz an äußerem Können und Anregungen durch Betrachtung, Ueberlegung, Vertiefung zu immer vielseitigerem Vermögen.

Da entsteht nun in erster Linie die „Pirateninsel“, die uns ziemlich typisch den Maßstab von Rüdisühli's Kunst gibt. Wie können nebenbei darauf hinweisen, daß diese Vereinigung von Bildern, mit der wir unsern Künstler ein für allemal vorgestellt haben möchten, schon in unserer Zeitschrift einen Vorläufer hat, im „Gingang in die Unterwelt“, den wir im dritten Heft des letzten Jahrganges reproduziert haben. Aus derselben Gruppe seiner Werke bringen wir die „Insel des Niolos“, das „schwimmende Giland“, darauf der König der Winde haust. Wir kennen ihn alle und sein Angebinde, das sich dem Toren zum Danaergeschenk verwandelt. Vater Homer hat ihr seliges Leben in sonnenvollen Versen erzählt. Die Geschichte von Odysseus' verhängnisvoller Landung steht im zehnten Gesang und beginnt:

Und wir kamen zur Insel Niolia. Diese bewohnte Niolos, Hippotes' Sohn, ein Freund der unsterblichen Götter. Undurchdringlich erhebt sich rings um das schwimmende Giland Eine Mauer von Erz und ein glattes Felsengestade. Kinder waren ihm zwölf in seinem Palaste geboren, Liebliche Töchter sechs und sechs der blühenden Söhne. Und er hatte die Töchter den Söhnen zu Weibern gegeben. Bei dem geliebten Vater und ihrer herrlichen Mutter Schmaufen sie sters, bewirtet mit tausend köstlichen Speisen. Und das duftende Haus erschallt von Tönen der Flöte Tages; aber des Nachts ruht neben der züchtigen Gattin Jeder auf prächtigen Decken im schön gebildeten Bette. Und wir kamen zu ihrer Stadt und schönem Palaste . . .

Die „Mythologische Landschaft“ gehört auch hieher, desgleichen das liebliche Reich der „Wiesenkönigin“.

Von der Mythologie ins Allegorische hinüber ist nur ein Schritt. Der „Dämon der Nacht“ gibt uns das Zeugnis, daß

dem Künstler die Phantastik auch da nicht verliert, wo die geschauten Wirklichkeit unmöglich die ausschlaggebende Anregung gegeben haben kann.

Wie viele andere ist Rüdisühli im Anfang zu Hause nicht durchgedrungen. Die reichliche Abnahme, die aber seine Werke sehr bald in Deutschland fanden, mag ihn darüber getröstet haben. Jedenfalls hat sie seinen Fleiß noch gesponnt. Und wie er nun das Gefühl haben mochte, sein Name als sein eigener sei nun aere perennius begründet, da kam ihm auch die Zuversicht, sich auf das Gebiet seines Vaters zu wagen, dessen Schatten ihn jetzt nicht mehr zuzudecken vermochte. Zahlreiche Ausflüge im Land seiner Heimat herum waren jetzt seine stoffliche Nahrung. Die Natur um ihrer selbst willen, um ihres Stimmungsgehaltes willen, ist jetzt sein Programm. Da gehört nun zum Wirkungsvollsten und Glücklichsten sein gleich eingangs erwähntes „Gewitter im Anzug“ (S. 160). Wir wollen keine Vergleiche ziehen, wissen wir doch, daß der Künstler solches nicht liebt. Aber auch von der Landschaftsmalerei findet er den dankbaren Weg zur Allegorie zurück. Wir verweisen dafür auf den „Herbstmorgen“ und auf die „Herbstklage“, über das Thema von Lenau:

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blüh'n,
Braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine!
Sterbefeußer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder ist, wie bald, wie bald!
Mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend raucht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?“

Walbesrauchen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Freulich bringt ein jedes Jahr
Welfes Laub und welfes Hoffen.

Ueber Eduard Rüdisühli's Selbstbildnis brauchen wir kein Wort zu verlieren. Es spricht deutlich genug seine Sprache.



Eiland des Aiolos. Nach dem Gemälde von Eduard Rüdisühli, Basel.

Es ist selten, daß die Kunst so jungen Jahren schon die Genugtuung und den Lohn spendet, wie unser Rüdisühli sie errungen hat. Wir können seine Zuversicht in Bezug auf das, was sie ihm zukünftig noch zu bescheren hat, fröhlich teilen; denn uns scheint er der Mann, der mit dem großen und in seiner Weise emfigen Niederländer Marnix de St. Aldegonde das „Repose ailleurs“ zur Parole genommen hat und predigt

mit seinem ganzen Tun und Lassen. — Es sollte uns zur Genugtuung gereichen, wenn unsere Zusammenstellung, die leider doch nur ein dünnes Fädenlein bleibt neben dem dicken Strom, der Rüdisühlis Füllhorn entquillt, dazu beizutragen vermöchte, daß sein Werk und seine Persönlichkeit von noch weitem Kreisen aus der Nähe beesehen in ihrer vollen Bedeutung zur genauen Würdigung käme. E. B.

Jean-Paul.

Nachdruck verboten.

Artistenroman von Holger Rasmussen. Deutsch von Friedrich von Känel, Aeschi.

VII.

Es war am Vormittag des nächsten Tages.

Der Zirkus Dwörak sollte am gleichen Abend seine Abschiedsvorstellung in der großen Stadt geben.

Jean-Paul saß auf seinem Hotelzimmer am Schreibtisch.

Durch die halb herabgelassene Persienne floß das Sonnenlicht herein und lief in kleinen flimmernden Wellen über das Papier hin, das er beschrieb.

Durch das offenstehende Fenster hatte er die Aussicht auf einen alten Garten, dessen große Baumkronen langsam ihre grüne weißgeschleckte Fülle wiegten.

Ein starker und süßlicher Duft, ein kräftiger und würziger Hauch wurde von den mächtigen Lungen des Sommers draußen in die Stube geatmet. Flieder und Gras, Rosen und blühende Akazien ...

Auf dem kleinen Tisch neben dem Kanapee stand ein leeres Service.

Angelika Amalte hatte gerade gefrühstückt und war ausgegangen. Uebrigens ging sie an diesem Tag zur letzten Probe für eine kleine Ballettvorstellung, mit welcher der unter-

nehmende Direktor am Abend seinen Aufführungen in der großen Stadt die Krone aufsetzen wollte.

Jean-Paul war von einer sonderbaren, nervösen und unbeherrschten Freude ergriffen.

Er hatte ein Gefühl, gleichsam befreit worden zu sein, ein glückliches Bewußtsein der Angebundenheit. Er konnte sich selber nicht erklären, woher es kam; aber er glaubte plötzlich zu bemerken, wie die Fesseln der Rückfichten, Vorurteile und Konventionen von seinen Knöcheln und Handgelenken gestrichen wurden.

Es fiel ihm plötzlich ein, daß es ein Glück sei, nicht in die Rekrutenlegion der Bürgerschaft eingereiht zu sein. Er hatte niemand zu danken und niemand zu gehorchen! Eine Brücke war gesprengt, ein Bürgerbrief zerrissen! Frei! — Frei und sein eigener Herr! Eine große leuchtende Gleichgültigkeit gegenüber der klatschenden Meinung der andern, eine glückliche Verachtung des Urteils der andern!

Ein freier und fahrender Gaukler unter dem offenen Himmel Gottes!